

p.d.
James

EIN SPIEL ZUVIEL

KRIMINALROMAN

Adam Dalgliesh ermittelt

Aus dem Englischen von
Wolfdietrich Müller

DROEMER 

Die englische Originalausgabe erschien 1962 unter dem Titel
»Cover Her Face« bei Faber and Faber, London.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**



Überarbeitete Neuausgabe Dezember 2018

Droemer Taschenbuch

© 1962 P. D. James

© 2018 der überarbeiteten deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: FinePic / shutterstock

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-30672-7

2 4 5 3 1

1. KAPITEL

Genau drei Monate vor dem Mord in Martingale hatte Mrs Maxie eine Abendgesellschaft gegeben. Jahre danach, als der Prozess ein fast vergessener Skandal war und die Schlagzeilen auf dem Zeitungspapier in Schrankschubfächern vergilbten, blickte Eleanor Maxie auf jenen Frühlingsabend wie auf die einleitende Szene der Tragödie zurück. Die Erinnerung, die bestimmte Dinge auswählt und eigensinnig bewahrt, umgab diese durch und durch gewöhnliche Einladung mit einer Aura von Vorahnung und Unbehagen. Rückschauend wurde daraus eine rituelle Versammlung von Opfer und Verdächtigen unter einem Dach, eine in Szene gesetzte Vorbereitung zum Mord. In Wirklichkeit waren nicht alle Verdächtigen dabei gewesen. Felix Hearne zum Beispiel hatte jenes Wochenende nicht in Martingale verbracht. In Mrs Maxies Erinnerung jedoch saß auch er an ihrem Tisch und betrachtete mit spöttisch amüsierten Augen das einleitende Geplänkel der Akteure.

Damals war es allerdings eine ganz gewöhnliche und ziemlich langweilige Gesellschaft gewesen. Drei der Gäste – Dr. Epps, der Pfarrer und Ms Liddell, Leiterin des St-Mary-Heims für ledige Mütter – hatten zu oft zusammen gespeist, als dass sie voneinander noch etwas Neues oder Anregendes erwartet hätten. Catherine Bowers war ungewohnt still, und Stephen Maxie und seine Schwester, Deborah Riscoe, verbargen offenbar nur mühsam ihren Ärger darüber, dass Stephens erstes freies Wochenende am Krankenhaus seit über einem Monat ausgerechnet mit einer Essenseinladung

zusammenfallen musste. Mrs Maxie hatte vor Kurzem eine von Ms Liddells ledigen Müttern als Hausmädchen angestellt, und das Mädchen bediente zum ersten Mal bei Tisch. Aber der Grund für die gezwungene Stimmung, die über der Tischgesellschaft lag, konnte kaum das gelegentliche Erscheinen von Sally Jupp sein, die flink und geschickt, wie Ms Liddell mit selbstzufriedener Anerkennung feststellte, die Speisen vor Mrs Maxie auftrug und das Geschirr abräumte.

Man kann davon ausgehen, dass wenigstens einer unter den Gästen rundherum glücklich war. Bernard Hinks, der Pfarrer von Chadfleet, war Junggeselle. Seine Schwester führte ihm den Haushalt, und jede Abwechslung von den nahrhaften, aber wenig schmackhaften Mahlzeiten, die sie zubereitete – sie selbst war nie dazu zu bewegen, außerhalb des Pfarrhauses zu essen –, war eine Erholung, die für die Spitzfindigkeiten des geselligen Umgangs nur wenig Raum ließ. Er war ein freundlicher Mann mit gütigem Gesicht, der älter als seine vierundfünfzig Jahre wirkte und dem man, wenn es nicht um Fragen der Lehrmeinung ging, Ängstlichkeit und Unsicherheit nachsagte. Theologie war sein erstes, beinahe sein einziges geistiges Interesse, und wenn seine Pfarrkinder seine Predigten nicht immer verstehen konnten, so nahmen sie das gern als sicheren Beweis für die Gelehrsamkeit ihres Pfarrers. Es wurde im Dorf jedoch allgemein anerkannt, dass man im Pfarrhaus sowohl Rat als auch Hilfe finden konnte und dass man sich, wenn auch der Erstere manchmal etwas verworren war, auf die Letztere im Allgemeinen verlassen konnte.

Für Dr. Charles Epps bedeutete die Einladung ein ausgezeichnetes Essen, Gespräche mit ein paar reizenden Damen und eine erholsame Unterbrechung in dem täglichen Einer-

lei einer Landpraxis. Er war Witwer, lebte seit dreißig Jahren in Chadfleet und kannte die meisten seiner Patienten gut genug, um genau voraussagen zu können, ob sie am Leben bleiben oder sterben würden. Er glaubte, dass ein Arzt wenig tun könne, diese Entscheidung zu beeinflussen, dass es weise sei, zu erkennen, wann man mit der geringsten Unannehmlichkeit für andere und der geringsten Qual für einen selbst sterben könne, und dass ein großer Teil des medizinischen Fortschritts ein Leben nur zum größeren Ruhm des behandelnden Arztes um ein paar unerfreuliche Monate verlängerte. Er war weniger beschränkt und verfügte über mehr Können, als Stephen Maxie ihm zugestehen wollte, und kaum einer seiner Patienten musste sich vorzeitig in das Unausweichliche schicken. Er hatte Mrs Maxie bei der Geburt ihrer beiden Kinder beigestanden und war der Arzt und Freund ihres Mannes, soweit Simon Maxies verwirrter Kopf noch in der Lage war, Freundschaft wahrzunehmen und zu schätzen. Jetzt saß er am Tisch der Maxies und gab sich dem Huhnauflauf mit der Miene eines Mannes hin, der sein Essen verdient hat und nicht geneigt ist, sich von den Launen anderer Leute anstecken zu lassen.

»Sie haben also Sally Jupp und ihr Baby aufgenommen, Eleanor?« Dr. Epps hatte durchaus keine Hemmungen, allgemein Bekanntes zu konstatieren. »Nette junge Dinger, die beiden. Ist doch ganz lustig für Sie, wieder ein Baby im Haus zu haben.«

»Hoffen wir, dass Martha mit Ihnen einer Meinung ist«, sagte Mrs Maxie trocken. »Sie braucht natürlich dringend Hilfe, aber sie ist sehr altmodisch. Vielleicht empfindet sie die Umstände als schlimmer, als sie zugibt.«

»Sie wird es überstehen. Moralische Bedenken sind bald vergessen, wenn es um zwei zusätzliche Hände beim Ge-

schirrspülen geht.« Dr. Epps tat Martha Bultitafts Gewissen mit einer wegwerfenden Bewegung seines rundlichen Armes ab. »Es wird jedenfalls nicht lange dauern, und das Baby wickelt sie um den Finger. Jimmy ist ein reizendes Kind, wer immer der Vater sein mag.«

An dieser Stelle glaubte Ms Liddell, die Stimme der Erfahrung sollte gehört werden.

»Ich denke, Herr Doktor, wir sollten über das Problem dieser Kinder nicht zu leichtfertig reden. Natürlich müssen wir christliche Barmherzigkeit zeigen« – hier machte Ms Liddell eine kleine Verbeugung zu dem Pfarrer hin, als erkenne sie die Anwesenheit eines weiteren Experten an und entschuldige sich für die Einmischung in sein Gebiet –, »aber ich kann mir nicht helfen – ich meine, die Gesellschaft als Ganzes wird allmählich zu nachgiebig gegenüber diesen Mädchen. Die moralischen Maßstäbe des Landes werden immer weiter sinken, falls man diesen Kindern mehr Fürsorge zukommen lässt als den ehelich geborenen. Und so weit sind wir doch schon! Es gibt viele arme, ehrbare Mütter, die nicht die Hälfte von dem Getue und der Aufmerksamkeit erfahren, womit man einige von diesen Mädchen überschüttet.«

Sie blickte in die Runde, wurde rot und machte sich wieder über das Essen her. Was tat's, wenn sie alle erstaunt guckten? Das hatte einmal gesagt werden müssen. Sie war befugt, es auszusprechen. Sie warf einen Blick auf den Pfarrer, als wolle sie sich seiner Unterstützung vergewissern, aber Mr Hinks sah sie nur einmal verwirrt an und konzentrierte sich wieder auf seinen Teller. Ms Liddell, in ihrer Hoffnung auf einen Verbündeten getäuscht, dachte gereizt, dass der gute Pfarrer doch wirklich ein wenig zu gierig auf das Essen sei. Plötzlich hörte sie Stephen Maxies Stimme.

»Diese Kinder unterscheiden sich gewiss nicht von allen anderen, nur sind wir ihnen mehr schuldig. Ich kann auch nicht einsehen, was an ihren Müttern so außergewöhnlich ist. Wie viele Menschen befolgen denn tatsächlich die moralischen Regeln, wegen deren Missachtung sie auf diese Mädchen herabblicken?«

»Eine beachtliche Anzahl, Dr. Maxie, das versichere ich Ihnen.« Ms Liddell war, wie ihr Beruf das mit sich brachte, keinen Widerspruch von der Jugend gewohnt. Stephen Maxie mochte ein junger Chirurg mit Zukunft sein, aber das machte ihn noch lange nicht zu einem Experten für gefallene Mädchen. »Ich wäre entsetzt, wenn ich glauben müsste, dass die Verhaltensweisen, die mir bei meiner Arbeit zu Ohren kommen, wirklich repräsentativ für die heutige Jugend sind.«

»Nun, dann hören Sie von mir als einem Vertreter der heutigen Jugend, dass sie nicht so selten sind, als dass wir es uns leisten könnten, diejenigen, die erwischt worden sind, zu verachten. Das Mädchen, das wir hier haben, macht einen völlig normalen und soliden Eindruck auf mich.«

»Sie hat eine ruhige und feine Art, und sie hat auch eine recht gute Bildung. Höhere Schule! Es wäre mir im Traum nicht eingefallen, sie Ihrer Mutter zu empfehlen, wenn sie nicht ein für St Mary's überdurchschnittliches Mädchen wäre. Sie ist eine Waise, die bei einer Tante aufgewachsen ist. Aber ich hoffe, Sie werden sie deshalb nicht mitleidig behandeln. Sallys Aufgabe ist es, tüchtig zu arbeiten und das Beste aus dieser Gelegenheit zu machen. Das Vergangene ist vorbei und sollte am besten vergessen werden.«

»Es muss schwierig sein, das Vergangene zu vergessen, wenn man eine so greifbare Erinnerung daran hat«, sagte Deborah Riscoe.

Verärgert von einer Unterhaltung, die für schlechte Stimmung und wahrscheinlich noch schlechtere Verdauung sorgte, beeilte sich Dr. Epps, ein beschwichtigendes Wort beizusteuern – unglücklicherweise mit dem Erfolg, dass die Meinungsverschiedenheiten weitergingen.

»Sie ist eine gute Mutter und ein hübsches Ding. Wahrscheinlich lernt sie einen netten Kerl kennen und heiratet doch noch. Wäre auch das Beste. Ich kann nicht behaupten, dass ich diese Ledige-Mutter-Kind-Beziehung mag. Sie werden zu sehr voneinander abhängig, und manchmal endet das psychologisch mit einem Scherbenhaufen. Hin und wieder denke ich – ich weiß, das ist furchtbar ketzerisch, Ms Liddell –, es wäre das Beste, wenn diese Kinder gleich nach der Geburt zur Adoption in ein gutes Haus freigegeben würden.«

»Die Mutter trägt die Verantwortung für das Kind«, verkündete Ms Liddell. »Es ist ihre Pflicht, das Kind bei sich zu behalten und für es zu sorgen.«

»Sechzehn Jahre lang und ohne die Hilfe des Vaters?«

»Natürlich kümmern wir uns um die Unterhaltszahlungen, Dr. Maxie, wenn immer es möglich ist. Leider ist Sally da sehr eigensinnig gewesen und hat uns den Namen des Vaters verschwiegen, deshalb können wir nicht helfen.«

»Mit ein paar Schillingen kommt man heutzutage auch nicht weit.« Stephen Maxie war anscheinend hartnäckig entschlossen, das Thema nicht fallen zu lassen. »Und Sally bekommt vermutlich nicht mal Kindergeld vom Staat.«

»Dies ist ein christliches Land, lieber Bruder, und der Sünde Sold ist der Tod, nicht acht Schilling aus dem Geldbeutel des Steuerzahlers.«

Deborah hatte im Flüsterton gesprochen, aber Ms Liddell hörte es und fühlte, dass es für ihre Ohren bestimmt

war. Mrs Maxie merkte anscheinend, dass es an der Zeit sei, sich einzumischen. Wenigstens zwei ihrer Gäste dachten, sie hätte es eigentlich schon früher tun sollen. Es war nicht Mrs Maxies Art, etwas außer Kontrolle geraten zu lassen.

»Da ich gerade nach Sally läuten wollte«, sagte sie, »wäre es vielleicht ganz gut, wenn wir das Thema wechselten. Ich werde mich wohl schrecklich unbeliebt machen, wenn ich nach dem Kirchenfest frage. Ich weiß, es sieht so aus, als hätte ich Sie alle unter einem fadenscheinigen Vorwand hier zusammengebracht, aber wir sollten uns wirklich Gedanken darüber machen, welche Tage infrage kommen.« Das war ein Thema, über das sich alle Gäste unbefangen auslassen konnten. Bis Sally hereinkam, war das Gespräch so langweilig, friedlich und zwanglos, wie es sich auch Catherine Bowers nur wünschen konnte.

Ms Liddell beobachtete Sally Jupp, wie sie um die Tafel herumging. Es war, als habe das Gespräch während des Essens sie angeregt, das Mädchen zum ersten Mal deutlich zu sehen. Sally war sehr schmal. Das dicke rotgoldene Haar, das unter dem Häubchen hervorquoll, schien zu schwer für diesen schlanken Hals zu sein. Ihre kindlichen Arme waren lang, die Ellbogen standen unter der geröteten Haut vor. Ihr breiter Mund war jetzt streng, die grünen Augen konzentrierten sich auf ihre Arbeit. Plötzlich wurde Ms Liddell von einem unsinnigen Anfall von Zuneigung gepackt. Sally machte ihre Sache tatsächlich sehr gut, wirklich, ganz reizend! Sie blickte auf, um die Aufmerksamkeit des Mädchens auf sich zu ziehen und ihm beifällig und ermunternd zuzulächeln. Plötzlich trafen sich ihre Augen. Zwei volle Sekunden sahen sie einander an. Dann errötete Ms Liddell und senkte den Blick. Gewiss hatte sie sich geirrt! Gewiss würde Sally es nie wagen, sie auf diese Art anzusehen! Ver-

wirrt und entsetzt versuchte sie, sich die seltsame Wirkung dieses kurzen Kontakts zu erklären. Schon bevor ihre eigenen Züge die besitzergreifende Maske des Lobes angenommen hatten, hatte sie in den Augen des Mädchens nicht die ergebene Dankbarkeit der Sally Jupp aus dem St-Mary-Heim gelesen, sondern belustigte Verachtung, etwas Verschwörerisches und eine Abneigung, die in ihrer Intensität fast erschreckend war. Dann hatten sich die grünen Augen wieder gesenkt, und Sally das Rätsel wurde wieder Sally die Ergebene, die Gezähmte, Ms Liddells Schützling und bevorzugte Delinquentin. Aber der Augenblick ließ seine Spuren zurück. Ms Liddell war es plötzlich übel vor unheilvollen Ahnungen. Sie hatte Sally ohne Vorbehalt empfohlen. Auf den ersten Blick war alles in bester Ordnung. Das Mädchen war eine ganz ungewöhnliche Persönlichkeit. Eigentlich zu gut für die Stelle in Martingale. Aber der Entschluss war nun mal gefasst worden. Es war jetzt zu spät, seine Klugheit anzuzweifeln. Das Schlimmste, was eintreffen konnte, wäre Sallys Rückkehr nach St Mary's. Ms Liddell wurde es zum ersten Mal bewusst, dass die Empfehlung ihres Schützlings nach Martingale zu Verwicklungen führen könnte. Man konnte jedoch nicht von ihr erwarten, den Umfang dieser Verwicklungen vorauszusehen, erst recht nicht, dass sie mit einem gewaltsamen Tod enden würden.

Catherine Bowers, die das ganze Wochenende in Martingale verbrachte, hatte während des Essens wenig gesagt. Sie war von Natur aus eine aufrichtige Person, und so war sie ein wenig entsetzt, als sie merkte, dass ihre Sympathien auf Ms Liddells Seite waren. Natürlich war es sehr hochherzig und ritterlich von Stephen, sich für Sally und ihresgleichen so energisch einzusetzen, doch es ärgerte Catherine genauso, wie wenn Freundinnen, die nicht in der Krankenpflege

arbeiteten, von der Würde ihres Berufs sprachen. Es war schön und gut, romantische Vorstellungen zu haben, aber sie waren nur ein geringer Trost für jene, die inmitten von Bettpfannen oder Delinquenten arbeiteten. Sie war in Versuchung, das laut zu sagen, aber da Deborah ihr gegenüber saß, blieb sie still. Das Essen schien, wie alle missglückten gesellschaftlichen Ereignisse, dreimal so lange wie gewöhnlich zu dauern. So lange hatte sich wahrhaftig noch keine Familie beim Kaffee aufgehalten, dachte Catherine, noch nie hatten die Männer so lange auf sich warten lassen. Aber dann war es endlich vorbei. Ms Liddell hatte angedeutet, sie fühle sich wohler, wenn sie Ms Pollack nicht allzu lange allein die Verantwortung überließe, und war in das Heim zurückgegangen. Mr Hinks murmelte etwas von den letzten Feinheiten für die morgige Predigt und entschwand wie ein zarter Geist in die Frühlingsluft. Die Maxies und Dr. Epps saßen entspannt im Salon zusammen, freuten sich an dem Holzfeuer und unterhielten sich über Musik. Das war kein Thema, das Catherine ausgesucht hätte. Selbst Fernsehen wäre ihr lieber gewesen, aber der einzige Apparat in Martingale stand in Marthas Zimmer. Wenn schon geredet werden musste, hoffte Catherine, das Gespräch würde wenigstens auf die Medizin kommen. Dr. Epps könnte ganz natürlich sagen: »Sie sind doch Krankenschwester, Ms Bowers, wie nett für Stephen, jemanden zu haben, der seine Interessen teilt.« Dann würden sie sich zu dritt angeregt unterhalten, während zur Abwechslung Deborah schweigend dasäße und feststellen müsste, dass Männer hübsche, unnütze Frauen, auch wenn sie noch so gut gekleidet sind, mit der Zeit überhaben und dass Stephen jemanden brauchte, der sich in seinem Beruf auskannte, jemanden, der sich mit seinen Freunden klug und kenntnisreich unterhalten konnte.

Es war ein angenehmer Traum, und wie die meisten Träume hatte er keinen Bezug zur Wirklichkeit. Catherine hielt ihre Hände über die spärlichen Flammen des Holzfeuers und bemühte sich, ausgeglichen auszusehen, während sich die anderen über einen Komponisten mit dem merkwürdigen Namen Peter Warlock unterhielten, von dem sie höchstens einmal in einem unklaren und vergessenen historischen Zusammenhang gehört hatte. Gewiss behauptete Deborah, ihn nicht zu verstehen, aber sie schaffte es wie immer, ihre Unwissenheit amüsant zu machen. Ihre Bemühungen, Catherine in das Gespräch einzubeziehen, indem sie sich nach Mrs Bowers erkundigte, waren Catherine ein Beweis von Herablassung, nicht von guten Manieren. Es war eine Erleichterung, als das neue Mädchen mit einer Nachricht für Dr. Epps hereinkam. Bei einer seiner Patientinnen auf einem abgelegenen Bauernhof hatten die Wehen eingesetzt. Der Arzt erhob sich widerwillig von seinem Sessel, schüttelte sich wie ein struppiger Hund und brachte seine Entschuldigungen vor. Catherine versuchte es zum letzten Mal.

»Interessanter Fall, Herr Doktor?«, fragte sie lebhaft.

»Ach Gott, nein, Ms Bowers.« Dr. Epps sah sich zerstreut um, auf der Suche nach seiner Tasche. »Hat schon drei. Ist aber eine freundliche kleine Frau, und sie möchte mich gern dabeihaben. Gott weiß, warum! Sie könnte es allein schaffen, ohne mit der Wimper zu zucken. Dann also auf Wiedersehen, Eleanor, und vielen Dank für das vorzügliche Essen. Ich wollte eigentlich noch nach oben zu Simon gehen, bevor ich mich verabschiede, aber ich schaue dann morgen vorbei, wenn es gestattet ist. Sie werden wohl ein neues Rezept für seine Schlaftabletten brauchen. Ich schreibe wieder *Sommeil* auf und bringe es morgen mit.«

Er nickte der Gesellschaft leutselig zu und schlurftete hin-

ter Mrs Maxie in die Halle. Kurz danach konnten sie sein Auto die Auffahrt hinunterbrausen hören. Er war ein begeisterter Autofahrer und liebte kleine schnelle Wagen, aus denen er sich nur mühsam herauswinden konnte und in denen er aussah wie ein listiger alter Bär, der auf den Bummel geht.

»So«, sagte Deborah, als die Auspuffgeräusche verhallt waren, »das war's. Wie wäre es denn, wenn wir jetzt rüber zu den Ställen gingen und Bocoock bei den Pferden besuchten. Das heißt, falls Catherine Lust zu einem Spaziergang hat.«

Catherine hatte große Lust zu einem Spaziergang, allerdings nicht mit Deborah. Es war wirklich unbegreiflich, dachte sie, wie Deborah übersehen konnte oder wollte, dass sie und Stephen ohne sie zusammen sein wollten. Aber wenn Stephen ihr das nicht zu verstehen gab, konnte sie es erst recht nicht tun. Je früher er verheiratet und weg von seiner ganzen weiblichen Verwandtschaft wäre, desto besser wäre es für ihn. »Sie saugen ihm das Blut aus«, dachte Catherine, die diesem Typ auf ihren Ausflügen in die moderne Unterhaltungsliteratur begegnet war. Deborah, der diese Neigung zum Vampirismus zum Glück nicht bewusst war, ging ihnen durch die offene Glastür über den Rasen voran.

Die Stallungen, die früher den Maxies gehört hatten und jetzt im Besitz von Mr Samuel Bocoock waren, lagen nur zweihundert Meter vom Haus entfernt auf der anderen Seite der Wiese. Der alte Bocoock war da. Er polierte beim Schein einer Sturmlaterne das Pferdegeschirr und pfiff dabei durch die Zähne. Er war ein kleiner brauner Mann mit gnomenhaftem Gesicht, Schlitzaugen und großem Mund,

und er freute sich sichtlich, als er Stephen sah. Sie gingen gemeinsam hinein, um sich die drei Pferde anzusehen, mit denen Bocoock versuchte, ein kleines Unternehmen aufzuziehen. »Wirklich lächerlich«, dachte Catherine, »was für ein Getue Deborah um sie macht. Schmiegt sich sanft und schmeichelnd an ihre Köpfe, als wären sie Menschen. Frustrierte mütterliche Instinkte«, dachte sie missmutig. »Würde ihr guttun, einen Teil dieser Energie auf der Kinderstation zu verwenden. Wenn sie da auch nicht sehr von Nutzen wäre.« Sie selbst wünschte, sie könnten zum Haus zurückgehen. Der Stall war peinlich sauber, aber der strenge Geruch der Pferde nach dem Zureiten lässt sich nicht verbergen, und aus irgendeinem Grund fand Catherine ihn störend. Einmal lag Stephens Hand ganz nah neben ihrer auf dem Hals eines Tiers. Der Drang, diese Hand zu berühren, zu streicheln, sie gar an ihre Lippen zu führen, war einen Augenblick lang so stark, dass sie die Augen schließen musste. Und dann, in der Dunkelheit, stiegen andere Bilder in der Erinnerung auf, ungehörig angenehme Bilder, von derselben Hand, die ihre Brust umschloss, noch brauner wirkend gegen ihre weiße Haut, und sich langsam und zärtlich bewegte, Vorbote der Lust. Sie taumelte fast hinaus in das Zwielflicht des Frühlingsabends und hörte hinter sich die langsame, zögernde Redeweise Bocoocks und die lebhaften Stimmen der Maxies, die gleichzeitig antworteten. In dieser Sekunde erlebte sie wieder einen jener niederschmetternden Augenblicke von panischer Angst, die sie in bestimmten Abständen überfielen, seit sie Stephen liebte. Sie kamen ohne Ankündigung, und ihr gesunder Menschenverstand und ihre ganze Willenskraft waren dagegen hilflos. Es waren Augenblicke, wo alles unwirklich schien und sie fast körperlich spüren konnte, wie sich unter ihren Hoffnungen

der Treibsand bewegte. Ihr ganzes Elend und die Ungewissheit bezogen sich auf Deborah. Sie, Deborah, war der Feind. Deborah, die verheiratet gewesen war, die wenigstens ihre Chance auf Glück gehabt hatte. Deborah, die hübsch und selbstsüchtig und unnützlich war. Als sie auf die Stimmen hinter sich in der zunehmenden Dunkelheit hörte, wurde es Catherine übel vor Hass.

Bis sie wieder zurück in Martingale waren, hatte sie sich gefangen, hatte sich die schwarze Wolke gehoben. Ihr normaler Zustand von Selbstvertrauen und Zuversicht war wiederhergestellt. Sie ging zeitig zu Bett, und in der Gewissheit ihrer augenblicklichen Stimmung konnte sie fast daran glauben, dass er zu ihr kommen würde. Sie sagte sich zwar, dass das im Haus seines Vaters unmöglich sei, von seiner Seite eine Torheit, von ihrer ein unzulässiger Missbrauch der Gastfreundschaft. Aber sie wartete in der Dunkelheit. Nach einer Weile hörte sie Schritte auf der Treppe – seine und Deborahs Schritte. Bruder und Schwester lachten leise miteinander. Sie hörten nicht einmal auf, als sie an ihrer Tür vorbeiging.

2

Oben in dem niedrigen weiß getünchten Schlafzimmer, das seit der Kindheit sein Zimmer gewesen war, streckte Stephen sich auf dem Bett aus.

»Ich bin müde«, sagte er.

»Ich auch.« Deborah gähnte und setzte sich neben ihn auf das Bett. »Es war ein grässlicher Abend. Ich wünschte, Mama ließe das sein.«

»Sie sind alle solche Heuchler.«

»Sie können nichts dazu. Sie wurden so erzogen. Außerdem glaube ich, Eppy und Mr Hinks sind nicht so übel.«

»Ich glaube, ich habe mich ziemlich dumm aufgeführt«, sagte Stephen.

»Na ja, du bist ziemlich heftig geworden. Fast so wie Sir Galahad, der zur Verteidigung der verführten Jungfrau herbeistürzt, abgesehen davon, dass sie wahrscheinlich mehr sündigte, als an ihr gesündigt wurde.«

»Du magst sie nicht, nicht wahr?«, fragte Stephen.

»Mein Lieber, ich habe darüber gar nicht nachgedacht. Sie arbeitet einfach hier. Ich weiß, das klingt für deine aufgeklärten Vorstellungen sehr reaktionär, so ist es aber nicht gemeint. Es ist nur einfach so, dass ich mich für sie nicht im Geringsten interessiere, und sie, denke ich mir, auch nicht für mich.«

»Sie tut mir leid.« Eine Spur von Streitlust klang in Stephens Stimme an.

»Das hat man allerdings beim Essen gemerkt«, sagte Deborah sarkastisch.

»Es war ihre verdammte Selbstgefälligkeit, die mich so deprimiert hat. Und diese Liddell! Es ist absurd, eine alte Jungfer mit der Leitung eines Hauses wie das St Mary's zu betrauen.«

»Ich verstehe nicht, warum. Sie ist vielleicht ein bisschen beschränkt, aber sie ist freundlich und gewissenhaft. Außerdem hätte ich gedacht, das Problem dieses Heims sei eher ein Übermaß an sexueller Erfahrung.«

»Ach, Deborah, lass um Himmels willen deine Späße sein!«

»Was erwartest du denn von mir? Wir sehen uns nur einmal in vierzehn Tagen. Dann ist es einfach ein bisschen zu viel, eine von Mamas Pflichtgesellschaften vorgesetzt zu bekommen und auch noch zusehen zu müssen, wie Catherine und Ms Liddell abfällig zusammen kichern, weil sie glauben, du hättest wegen eines hübschen Dienstmädchens den Kopf verloren. Das ist die Art von Gemeinheit, die Ms Liddell besonders liegt. Die ganze Unterhaltung wird morgen im Dorf herum sein.«

»Die müssen verrückt sein, wenn sie das denken. Ich habe das Mädchen kaum gesehen. Ich glaube, ich habe noch gar nicht mit ihr gesprochen. Der Gedanke ist lächerlich!«

»Ebendas habe ich gemeint. Halte um Himmels willen deine Kreuzzugsinstinkte im Zaum, mein Lieber, wenn du zu Hause bist. Ich hatte eigentlich gedacht, du würdest dein soziales Gewissen im Krankenhaus entlasten, anstatt es mit nach Hause zu bringen. Es ist ungemütlich, damit zu leben, besonders für die, die keins haben.«

»Ich bin heute ein bisschen gereizt«, sagte Stephen. »Ich weiß wirklich nicht, was ich tun soll.«

Es war bezeichnend für Deborah, dass sie sofort wusste, was er meinte.

»Sie ist ziemlich langweilig, nicht? Warum machst du der Affäre nicht taktvoll ein Ende? Ich nehme an, es gibt eine Affäre zu beenden.«

»Du weißt genau, dass es eine gibt – oder gab. Aber wie?«

»Ich habe das nie besonders schwierig gefunden. Die Kunst ist, den anderen zu der Überzeugung zu bringen, dass er dir den Laufpass gegeben hat. Nach ein paar Wochen glaube ich dann fast selber dran.«

»Und wenn die andern nicht mitspielen?«

»Menschen sind gestorben, und die Würmer haben sie verzehrt, aber nicht aus Liebe.«

Stephen hätte gern gefragt, ob und wann Felix Hearne jemals davon überzeugt sein würde, dass er ihr den Laufpass gegeben hätte. Er dachte für sich, dass Deborah hier wie in anderen Dingen von einer Rücksichtslosigkeit war, die ihm abging.

»Ich bin wohl ein Feigling in solchen Sachen«, sagte er.

»Ich finde es nie leicht, Leute loszuwerden, nicht einmal die langweiligsten Partytypen.«

»Ja«, antwortete seine Schwester. »Das ist dein Problem. Zu schwach und zu empfindlich. Du solltest heiraten. Mama würde sich wirklich darüber freuen. Eine mit Geld, wenn du eine finden kannst. Natürlich nicht stinkend vor Geld, einfach ordentlich reich.«

»Zweifellos. Aber wie?«

»Das ist allerdings die Frage.«

Plötzlich schien Deborah das Interesse an dem Thema zu verlieren. Sie erhob sich mit einem Ruck vom Bett, ging ans Fenster und lehnte sich an die Fensterbank. Stephen betrachtete ihr Profil, seinem so ähnlich und doch so anders, das sich von dem dunklen Abendhimmel abhob, an dem nur noch ein paar hellere Streifen über den Horizont

an den zu Ende gegangenen Tag erinnerten. Aus dem Garten unten konnte er den ganzen üppigen, unendlich süßen Extrakt einer englischen Frühlingsnacht riechen. Wie er da in der kühlen Dunkelheit lag, schloss er die Augen und überließ sich dem Frieden von Martingale. In Augenblicken wie diesen verstand er völlig, warum seine Mutter und Deborah Pläne über Pläne machten, um sein Erbe zu erhalten. Er war der erste Maxie mit einem Medizinstudium. Er hatte getan, was sein Wunsch gewesen war, und die Familie hatte es akzeptiert. Er hätte sogar etwas weniger Einträgliches wählen können, obgleich es schwer vorstellbar war, was. Mit der Zeit könnte er, wenn er die Schinderei, die Risiken, den endlosen Kampf mit den Ellbogen überlebte, fachärztlicher Berater werden. Er könnte sogar so viel Erfolg haben, dass er selbst Martingale unterhalten konnte. In der Zwischenzeit würden sie sich weiterhin nach besten Kräften durchschlagen, hier und dort etwas im Haushalt einsparen, ohne jemals seine Bequemlichkeit zu beeinträchtigen, ihre Spenden für wohltätige Zwecke verringern, mehr Gartenarbeit selbst machen, um die drei Schilling zu sparen, die der alte Purvis in der Stunde bekam, ungelernte Mädchen als Hilfe für Martha einstellen. Nichts davon bereitete ihm große Unannehmlichkeiten, und alles zusammen sollte sicherstellen, dass er, Stephen Maxie, seinem Vater nachfolgte, wie Simon Maxie auf seinen Vater gefolgt war. Hätte er doch Martingale nur wegen seiner Schönheit und seines Friedens genießen können, anstatt durch dieses Band der Verantwortung und der Schuld daran gekettet zu sein!

Auf der Treppe hörte er langsame, vorsichtige Schritte, dann klopfte es an der Tür. Es war Martha mit den nächst-

lichen heißen Getränken. Früher, in seiner Kindheit, hatte die alte Nannie bestimmt, dass ein Becher heiße Milch als Letztes vor dem Schlafengehen helfen würde, die erschreckenden, unerklärlichen Albträume zu verscheuchen, unter denen er und Deborah über einen gewissen Zeitraum gelitten hatten. Die Albträume waren mit der Zeit den realeren Ängsten der Pubertät gewichen, aber die heißen Getränke waren der Familie zur Gewohnheit geworden. Martha war, wie ihre Schwester vor ihr, überzeugt, dass sie der einzige wirkliche Talisman gegen wirkliche oder eingebildete Gefahren der Nacht seien. Jetzt stellte sie vorsichtig das kleine Tablett ab. Darauf standen der Becher aus blauem Wedgwoodporzellan, den Deborah benutzte, und der alte Becher mit der Krönung Georges V., den Großvater Maxie für Stephen gekauft hatte.

»Ich habe auch Ihre Ovomaltine dabei, Ms Deborah«, sagte Martha. »Ich habe mir gedacht, dass ich Sie hier finde.« Sie sprach mit gedämpfter Stimme, als wären sie an einer Verschwörung beteiligt.

Stephen fragte sich, ob sie ahnte, dass sie von Catherine gesprochen hatten. Es war fast so wie damals, als die gemütliche alte Nanny noch das Gutenachtgetränk gebracht hatte und immer bereit gewesen war, etwas dazubleiben und zu plaudern. Aber in Wirklichkeit war es doch nicht das Gleiche. Marthas Anhänglichkeit war oberflächlicher, gehemmter und weniger erträglich. Es war nur das Abbild eines Gefühls, das so einfach und so notwendig für ihn gewesen war wie die Luft, die er atmete. Als er sich daran erinnerte, fiel ihm auch ein, dass Martha gelegentlich ein anerkennendes Wort brauchte.

»Das war ein wunderbares Essen, Martha«, sagte er.

Deborah hatte dem Fenster den Rücken gekehrt und

presste ihre schmalen Hände mit den rot lackierten Fingernägeln um den dampfenden Becher.

»Schade, dass das Tischgespräch dem Essen nicht entsprochen hat. Wir haben einen Vortrag von Ms Liddell über die sozialen Konsequenzen der unehelichen Geburt gehört. Was halten Sie von Sally, Martha?«

Stephen wusste, dass das eine unkluge Frage war. Es war nicht Deborahs Art, so etwas zu fragen.

»Sie scheint recht ruhig zu sein«, räumte Martha ein, »aber es ist natürlich noch zu früh, um etwas zu sagen. Ms Liddell hat sehr lobend von ihr gesprochen.«

»Wenn man auf Ms Liddell hört«, sagte Deborah, »ist Sally ein Muster aller Tugenden bis auf eine, und selbst das war ein Ausrutscher seitens der Natur, die in der Dunkelheit das Schulmädchen nicht erkennen konnte.« Stephen war über die unerwartete Bitterkeit in der Stimme seiner Schwester bestürzt.

»Ich weiß nicht, ob diese ganze Bildung gut ist für ein Dienstmädchen, Ms Deborah.« Martha brachte es geschickt fertig anzudeuten, dass sie bestens ohne sie zurechtgekommen war. »Ich hoffe nur, ihr ist klar, was für ein Glück sie hat. Die gnädige Frau hat ihr sogar unser Kinderbett geliehen, das, in dem Sie beide geschlafen haben.«

»Na, jetzt schlafen wir ja nicht mehr darin.« Stephen versuchte, seinen Ärger nicht an seiner Stimme merken zu lassen. Es war genug über Sally geredet worden! Aber Martha ließ sich nicht warnen. Es war, als sei sie persönlich und nicht nur das Kinderbett der Familie geschändet worden.

»Wir haben immer auf das Bettchen aufgepasst, Dr. Stephen. Es sollte für die Enkelkinder aufgehoben werden.«

»Verflixt!«, sagte Deborah. Sie wischte die verschüttete

Flüssigkeit von ihren Fingern ab und stellte den Becher aufs Tablett. »Man sollte seine Enkelkinder nicht zählen, bevor sie geboren sind. Mich können Sie als Versager betrachten, und Stephen ist nicht einmal verlobt und denkt auch nicht daran. Er wird sich wohl schließlich mit einer drallen tüchtigen Krankenschwester begnügen, die sich lieber ein neues hygienisches Kinderbett in der Oxford Street kauft. Danke für den Schlaftrunk, beste Martha.« Obwohl sie es mit einem Lächeln sagte, war es eine Entlassung.

Sie sagten sich ein letztes Gute-Nacht, und die gleichen vorsichtigen Schritte gingen die Treppe hinunter. Als man sie nicht mehr hörte, sagte Stephen:

»Die arme alte Martha. Wir nehmen sie einfach als selbstverständlich hin, und dabei wird dieses Mädchen-für-alles-Dasein allmählich zu viel für sie. Ich meine, wir sollten uns überlegen, ob wir sie nicht besser entlassen und ihr ein Ruhegeld zahlen.«

»Wovon?« Deborah stand wieder am Fenster.

»Wenigstens hat sie jetzt etwas Hilfe«, sagte Stephen veröhnlich.

»Vorausgesetzt, Sally ist nicht eher eine Last als eine Hilfe. Ms Liddell stellt das Baby als ganz besonders lieb hin. Aber jedes Baby gilt als lieb, wenn es zwei von drei Nächten nicht schreit. Und dann die Wascherei. Sally kann kaum eine große Hilfe für Martha sein, wenn sie den halben Morgen lang Windeln waschen muss.«

»Vermutlich waschen auch andere Mütter Windeln«, sagte Stephen, »und sie finden dennoch Zeit für andere Arbeit. Ich mag das Mädchen, und ich glaube, sie kann Martha eine Hilfe sein, wenn man ihr eine ehrliche Chance gibt.«

»Zumindest hat sie einen energischen Fürsprecher in dir, Stephen. Es ist nur schade, dass du bestimmt in sicherer

Entfernung in deinem Krankenhaus bist, wenn die Schwierigkeiten anfangen.«

»Was für Schwierigkeiten, um Gottes willen? Was ist denn los mit euch allen? Warum in aller Welt gehst du davon aus, dass das Mädchen Schwierigkeiten machen wird?«

Deborah ging auf die Tür zu. Sie sagte: »Weil sie jetzt schon für Ärger sorgt, meinst du nicht? Gute Nacht.«